

Leseprobe aus:

Petra Schier

Die Gewürzhändlerin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PROLOG

*Konstantinopel, Frühjahr,
Anno Domini 1199*

Wehmütig, doch zugleich auch mit Vorfreude im Herzen blickte Matthäus Ibn Maternus Ibn Radulf auf die Mauern und Türme der Metropole zurück. Die Sonne brannte heiß und unbarmherzig auf die Reisewagen hinab, deren Nachhut er zusammen mit zweien seiner Knechte bildete. Der Sommer war noch fern, dennoch glühte die Erde bereits in der ersten Trockenperiode dieses Jahres. Matthäus hatte sein Reittier gezügelt und sich einen letzten Blick auf Konstantinopel erlaubt, jene Stadt, die seinem Vater und zuvor schon seinem Großvater zu Reichtum verholfen hatte. Die Zeiten für Kaufleute waren gut, insbesondere nachdem König Amalrich II. von Jerusalem im vergangenen Jahr einen Waffenstillstand mit den Muslimen hatte aushandeln können. Der Fernhandel mit Italien, dem Frankenreich und sogar den Ländern noch weiter nördlich wuchs und gedieh.

Dies war einer der Gründe, weshalb Matthäus sich auf den Weg dorthin begeben hatte. Sein Ziel war das Heilige Römische Reich – vor allem die großen Handelsstädte am Rhein, von denen sein Großvater ihm so viel erzählt hatte, als Matthäus noch ein Junge gewesen war. Seit jener Zeit trug er dieses Fernweh in seinem Herzen, den Wunsch, die Orte zu sehen, die mit den Wurzeln seiner Familie eng verknüpft waren. Sein Großvater Radulf war als Kreuzritter im Zweiten Kreuzzug unter König Konrad III. nach Jerusalem gezogen und nach der Niederlage des Kreuzfahrerheeres dort geblieben. Er hatte Maria geheiratet, die Tochter eines angesehe-

nen christlichen Handelsherrn aus der Grafschaft Edessa, und nach dem Tod des Schwiegervaters dessen gutgehendes Handelskontor zu einem der bedeutendsten Fernhandelsgeschäfte ausgebaut. Er selbst, später sein Sohn und auch Matthäus waren regelmäßig zwischen Edessa und Konstantinopel hin- und hergereist, hatten Karawanen mit Gewürzen und anderen Handelswaren auf den Weg zu ihren fernen Bestimmungsorten gebracht.

Matthäus hatte nun beschlossen, sein Geschäft an eine dieser fernen Stätten am Rhein zu verlegen, nicht zuletzt weil er seinem Großvater einst versprochen hatte, eines Tages in jene Heimat, das Heilige Römische Reich, zurückzukehren: Er wolle die grünen Wiesen und Hänge, die von Wild bevölkerten Wälder, die vielen im Sonnenlicht glitzernden Bäche und Flüsse sehen – und die kühle, klare Luft nach einem ergiebigen Regenguss selbst einatmen und auf der Haut spüren.

Radulf hatte gelacht und ihm für dieses Vorhaben Glück gewünscht; vermutlich hatte er den Flausen seines Enkels nicht allzu viel Beachtung geschenkt. Dennoch hatte er ihm einige Jahre später, kurz vor seinem Tod, ein Geschenk gemacht und ihn gebeten, er möge es mit sich nehmen, wenn er tatsächlich das Land am Rhein aufsuchen würde.

Matthäus zog die mit roten und blauen Edelsteinen besetzte Kette unter seinem Hemd hervor, betrachtete sie sinnend und schloss die rechte Hand fest darum. Lag es an seiner eigenen Körperwärme, dass die Kette sich so seltsam lebendig anfühlte? Fast hatte er den Eindruck, ein sanftes Prickeln oder Pulsieren zu spüren.

Eine Reliquie sei dies, hatte der Großvater ihm erklärt, einer von drei Teilen einer Reliquie, die er während des Kreuzzuges mit zwei seiner besten Freunde geteilt hatte.

«Niemals», hatte er gesagt, «darfst du diese Kette ver-

kaufen. Behalte sie in Ehren, sie ist das Unterpfund unseres Glücks und Erfolgs. Solltest du dereinst einem der Nachfahren jener beiden Männer begegnen, so erinnere dich an die alte Freundschaft unserer Familien und an das Gelöbnis, welches wir einander damals gaben, niemals Krieg oder Händel gegeneinander zu führen, sondern einander beizustehen.»

Matthäus hatte versprochen, dieses Erbe zu hüten und an seine Kinder weiterzugeben. Gleichwohl bezweifelte er, dass er jemals einem Nachkommen jener Freunde seines Großvaters begegnen würde. Gewiss, er würde sich nach den Grafen von Wied erkundigen und möglicherweise sogar jemanden finden, der den Bauern Jost Bongert gekannt hatte, der einst für seinen Herrn dem Aufruf zum Kreuzzug gefolgt war. Doch niemand konnte wissen, ob es überhaupt noch Nachfahren jener beiden Familien gab.

Das Wichtigste war zunächst, die weite, anstrengende Reise zu bewältigen und sich nach einem Ort umzusehen, der sich sowohl zum Leben als auch für sein Geschäft eignete. Fernhandel betrieb man am besten direkt von einer der Städte am Rhein aus. Köln vielleicht, obgleich dort die Konkurrenz sicherlich am größten sein und es ihm schwermachen würde, als Fremder Fuß zu fassen.

Vielleicht sollte er sich lieber eine kleinere Stadt suchen – für den Anfang. Und noch etwas musste er tun. Matthäus Ibn Maternus Ibn Radulf war sowohl in Edessa als auch in Konstantinopel und allen Städten dazwischen ein angesehener Name. In jenen Landen am Rhein, so fürchtete Matthäus, wäre der arabische Klang jedoch vermutlich nicht gerade förderlich. Deshalb hatte er beschlossen, seinen Namen zu ändern und sich nach jenem Geschlecht zu nennen, dem sein Großvater – wenn auch nur als unehelicher Sohn – entstammte.

Matthäus Wied. Der ungewöhnliche Klang beschäftigte seine Gedanken, sodass er zunächst gar nicht bemerkte, dass einer seiner Männer kehrtgemacht hatte und auf ihn zugeritten kam.

«Herr?» Der kleine, drahtige Knecht zog sich das Tuch vom Gesicht, mit dem er sich vor dem feinen Sandstaub schützte, den der Wind seit dem Morgen vor sich hertrieb. «Warum habt Ihr angehalten? Gibt es ein Problem?»

Matthäus riss sich vom Anblick der Stadt los und schüttelte den Kopf. «Nein, Ahmet, es ist alles in Ordnung. Ein bisschen Wehmut hat mich wohl gerade überkommen. Ich weiß nicht, ob ich Konstantinopel oder die Stätten meiner Kindheit und Jugend jemals wiedersehen werde.»

Ahmet nickte verständnisvoll. «Ihr habt einen langen Weg vor Euch, Herr. Ich würde Euch ja begleiten, wenn ...»

«Nein, Ahmet. Du und die anderen Männer bleiben hier. Ich kehre zurück in das Land meiner Väter, es reicht, wenn einer von uns seine Heimat verlassen muss.» Matthäus warf noch einen letzten Blick auf Konstantinopel, dann schnalzte er und wendete sein Pferd. Die Kette, die er noch immer umfasst hielt, schob er sorgsam unter sein Hemd zurück. «Komm, Ahmet, wir sollten uns beeilen, damit wir die Karawane noch rechtzeitig erreichen.»

1. KAPITEL

Koblenz, 1. September,

Anno Domini 1351

Ach du liebe Zeit, Luzia, sieh dir das an!» Elisabeth von Manten deutete missbilligend auf die lange Schlange, die sich vor dem Stand des Pastetenbäckers gebildet hatte. Die beiden Frauen hatten gemeinsam die wichtigsten Einkäufe auf dem Koblenzer Wochenmarkt getätigt und den Knecht Wilbert bereits mit zwei vollen Körben nach Hause geschickt. Nun folgte ihnen noch Luzias Bruder Anton, der ebenfalls bereits einiges an Lebensmitteln in einem Korb vor sich hertrug. «Da warten wir ja ewig», beschwerte Elisabeth sich weiter, steuerte aber dennoch auf das Ende der Schlange zu. Als sie bemerkte, dass ihre Magd ihr nicht folgte, drehte sie sich zu ihr um. «Luzia? Hast du mich gehört?»

«Hm?» Zögernd wandte sich Luzia ihrer Herrin zu und kam mit abwesendem Blick ein paar Schritte näher.

Elisabeth blickte sie aufmerksam an. «Stimmt etwas nicht?»

Entschlossen riss sich Luzia zusammen und bemühte sich, die merkwürdige Empfindung zu ignorieren, die sie gerade überkommen hatte. «Verzeihung, Herrin, ich war nur gerade ...»

«In Gedanken, das habe ich gesehen», ergänzte Elisabeth und lächelte.

«Nein», entgegnete Luzia verlegen. «Ja, das heißt ... Ich dachte gerade ...» Unwillkürlich fasste sie an die Stelle, an der unter ihrem Umhang das silberne Kruzifix verborgen war, das sie schon seit zwei Jahren an einer Kette um den Hals

trug. Das Kreuz bestand aus zwei Teilen, einem mit roten und blauen Edelsteinen besetzten Rahmen und dem schlichten Kruzifix selbst. Vor drei Jahren, als Luzia in Elisabeths Dienst getreten war, hatten sie festgestellt, dass sie beide im Besitz jener beiden Teile der Reliquie waren, die ihre Ahnväter auf dem Kreuzzug erbeutet hatten: Vermutlich ein Teil des legendären Gralsschatzes, wie sie mittlerweile von Elisabeths Beichtvater Georg erfahren hatten. Selbstverständlich wusste außer ihnen niemand davon – auch nicht, dass das Kruzifix seltsame Fähigkeiten besaß.

Seit sie die beiden Teile wieder zusammengefügt hatten, war Luzia hin und wieder in der Lage, in Träumen kurze Einblicke in zukünftige Geschehnisse zu erhalten. Auch leuchtete das Kruzifix gelegentlich, summt und vibrierte, wenn es auf eine bevorstehende Gefahr aufmerksam machen wollte. Sie hatte inzwischen gelernt, diese Fähigkeiten zu nutzen. Seit sie jedoch vor zwei Wochen in Koblenz eingetroffen waren, glaubte Luzia manchmal, ein leichtes Vibrieren unter der stets ungewöhnlich warmen Oberfläche des Kreuzes zu spüren. Eben war es wieder da gewesen – dieses leichte Pulsieren, das sich fast wie ein Herzschlag anfühlte.

Elisabeth hatte Luzias unwillkürliche Geste natürlich bemerkt, und sofort wurde ihre Miene besorgt. «Was ist, Luzia?», fragte sie mit gesenkter Stimme. «Hast du etwas gespürt? Hat das Kreuz ...»

«Nein, nein, Herrin.» Rasch schüttelte Luzia den Kopf. «Ich hatte nur das Gefühl ... Aber jetzt ist es schon vorbei.»

«Was für ein Gefühl?»

Luzia seufzte. «Ich dachte, es vibriert wieder. Aber ich habe mich bestimmt getäuscht.»

«Hoffentlich.» Elisabeth runzelte die Stirn. «Du weißt, dass es meistens nichts Gutes bedeutet, wenn das Kruzifix sich regt. Manchmal denke ich, es wäre besser gewesen, wir

hätten es Bruder Georg zur Verwahrung gegeben oder ihn gebeten, es einem Gelehrten vorzulegen, damit er es untersucht.»

«Aber das können wir nicht!», widersprach Luzia im Flüsterton. «Der Schwur, der damals geleistet wurde, besagt, dass es in der Familie bleiben muss. Wir müssen uns an dieses Versprechen halten.»

«Ja, sicher.» Elisabeth zögerte und blickte sich vorsichtig um, doch in dem bunten Treiben um sie herum achtete niemand auf ihr Gespräch. Dennoch schüttelte sie den Kopf. «Lass uns zu Hause darüber sprechen. Ich hoffe bloß, wir müssen hier nicht noch viel länger warten, sonst gibt es womöglich in der Garküche keine schönen Kapaune mehr zu kaufen. Hoffentlich taugt die Köchin, die Johann von diesem Ratsherrn Hole empfohlen wurde. Ich bin es leid, das Essen ständig von außerhalb holen zu müssen.»

«Wann soll die Frau bei uns anfangen?»

Elisabeth seufzte hoffnungsvoll. «Morgen.»

Die beiden Frauen lächelten einander an und warteten dann geduldig, bis sie an der Reihe waren. Eine knappe halbe Stunde später machten sie sich auf den Heimweg zum Stadthaus der Mantens. Im Winter war es unangenehm kalt in der Burg an der Mosel, daher hatte Elisabeths Mann, Graf Johann von Mantens, ein geräumiges Haus mitten in Koblenz gekauft, in das man sich in der kalten Jahreszeit zurückziehen konnte. Beide Frauen waren froh darüber.

Anton schleppte nun nicht nur die Pasteten und sorgsam verpackten gegarten Kapaune in seinem Korb, sondern obendrein noch zwei große Brote, die Elisabeth bei Meister Feit in der Mehlgasse erstanden hatte. Zwar verdrehte er ob seiner schweren Last die Augen, schnüffelte gleichzeitig jedoch genießerisch, denn das gebratene Fleisch verströmte einen geradezu sündhaften Duft.

Luzia warf ihm über die Schulter einen prüfenden Blick zu und lachte. «Was ist, Tünn, läuft dir das Wasser jetzt schon im Mund zusammen? Lass bloß die Finger von dem Geflügel. Das ist nur für die Herrschaft bestimmt.»

Anton grinste und zuckte mit den Achseln. «Träumen wird wohl erlaubt sein», brummelte er mit seiner inzwischen deutlich dunkleren Stimme, an die sich Luzia noch immer nicht gewöhnt hatte. Er machte nie viele Worte, deshalb warf ihm Luzia ein weiteres, diesmal herausforderndes Lächeln zu. «Du wirst schon nicht verhungern, kleiner Bruder.»

«Hey, nenn mich nicht klein! Ich bin inzwischen viel größer als du.»

Zufrieden, ihrem Bruder noch ein paar weitere Worte entlockt zu haben, zwinkerte sie ihm zu und zupfte spielerisch an einer seiner roten Locken, die ihren eigenen so sehr ähnelten. «An Körpergröße vielleicht, aber an Jahren wirst du immer fünf hinter mir zurückbleiben.»

«Da wären wir», unterbrach Elisabeth das Geplänkel der beiden und öffnete die Tür zu dem stattlichen dreigeschossigen Steinhaus, dessen Fenster im Erdgeschoss mit teurem Glas verschlossen waren. In den beiden oberen Geschossen füllten mit Schweinehaut bespannte Holzrahmen die Fensteröffnungen, sodass auch hier die Bewohner gegen die Zugluft geschützt waren.

Luzia schritt hinter ihrer Herrin hinein, gefolgt von Anton, der sich zielstrebig auf den Weg in die Küche machte, um seine Last endlich loszuwerden.

Elisabeth blickte sich prüfend um. Sie standen in einem großen Raum, der gleichzeitig Eingangshalle und gute Stube war. Von ihr selbst geknüpft Wandteppiche schmückten die frisch geweißten Wände dort, wo es keine Regale mit Geschirr und Truhen mit Tischwäsche gab. Beherrscht wurde der Raum von einem langen, schweren Eichentisch, an dem

zwölf Personen mit Leichtigkeit Platz fanden. Am oberen Ende der Tafel gab es sechs sehr wertvolle und aufwendig mit Schnitzereien gestaltete Stühle, am unteren Ende standen zu beiden Seiten des Tisches Bänke für das Gesinde. Johann hatte darauf bestanden, die Dienstbotenschaft klein zu halten, da der Unterhalt eines Stadthauses an sich schon sehr teuer war. Die Mahlzeiten durften die Knechte und Mägde deshalb ebenfalls hier einnehmen, es sei denn, Johann und Elisabeth hatten Gäste geladen. Dann wurden die Bänke entfernt und weitere Stühle aufgestellt.

Im Kamin, der sich den Rauchabzug mit der im angrenzenden Raum befindlichen Küche teilte, stapelte sich ordentlich aufgeschichtetes Holz und wartete darauf, für ein heimeliges Feuer entzündet zu werden. Noch war der Spätsommer jedoch so angenehm warm, dass nur selten – und wenn, dann meist bloß abends – geheizt wurde.

Elisabeth wandte sich an Luzia. «Geh und schau nach, wo Hilla steckt. Sie soll den Tisch decken, damit wir essen können. Ich sehe derweil nach, wo Johann steckt.»

Luzia nickte und machte sich umgehend auf die Suche nach der kleinen schwarzhaarigen Magd, die sie von der Mantenburg mitgebracht hatten. Sie fand Hilla im Hof hinter dem Haus, wo sie die Hühner fütterte und dabei ungehalten vor sich hin murmelte und sich den Rücken rieb.

«Hilla, Frau Elisabeth möchte, dass du den Tisch deckst.»

Die Magd drehte sich um und musterte Luzia ungnädig. «Ich komm schon gleich. Verfluchte Stalltür! Ist mir doch glatt ins Kreuz geflogen, als ich die Eier holen wollte.» Wieder rieb sie sich den Rücken. «Der Godewin soll sich das mal anschauen. Da stimmt was mit den Scharnieren nicht. Immerzu fliegt die Tür zu. So schnell kann man keinen Klotz finden, um sie aufzuhalten.» Sie verteilte seelenruhig weiter Futter zwischen den Hühnern.

Luzia sah ihr einen Augenblick dabei zu, dann räusperte sie sich. «Hilla, die Herrin meinte sofort.»

Verärgert hob Hilla erneut den Kopf. «Hab's vernommen. Kann aber nicht zaubern. Soll die Arbeit hier draußen liegenbleiben? Ich bräucht dringend noch eine zweite Magd zur Hilfe. Aber frag mich wer? Warum gehst du nicht und deckst den Tisch? Bist dir wohl zu fein dafür.»

Luzia runzelte die Stirn. «Ich muss mich um die Einkäufe kümmern, die Wilbert und Anton in die Küche gestellt haben. Sie müssen ordentlich in der Speisekammer verstaubt werden, damit sie nicht verderben. Frau Elisabeth hat bestimmt, dass ich dafür verantwortlich bin, solange die neue Köchin noch nicht hier ist.»

«Na klar, wer sonst. Das brave Jungferchen hat ja Sonderrechte. So gut möcht ich's auch mal haben», murmelte Hilla verdrießlich, stellte aber schließlich doch den Eimer mit dem Hühnerfutter beiseite und ging ins Haus.

Luzia sah ihr mit einem leichten Kopfschütteln nach und griff dann selbst nach dem Eimer. Rasch streute sie das restliche Futter zwischen die gackernden Hühner, bevor sie sich in die Küche begab, um die Lebensmittel zu verstauen.

* * *

Da Elisabeth für den Nachmittag von einer Nachbarin, der Adligen Christine von der Arken, eingeladen worden war, nutzte Luzia die freien Stunden für einen weiteren Gang in die Stadt. Sie nahm ihren Bruder mit, da Elisabeth ihr eingeschärft hatte, niemals ohne Begleitung, vorzugsweise männliche, auszugehen. Zum einen schickte es sich für eine ehrbare Jungfer nicht, alleine durch Koblenz zu streifen, zum anderen war es zu gefährlich: Auch wenn Koblenz eine wohlhabende und durch ein Aufgebot an Stadtsoldaten wohlbe-

hütete Stadt war, trieb sich doch eine Menge unehrliches Gelichter in den Straßen und Gassen herum.

Luzia genoss das geschäftige Treiben um sich herum. Sie beobachtete im Gehen einen Zimmermann, der an einem Haus in der Judengasse eine neue Tür einsetzte. Einen Moment musste sie stehen bleiben, weil ein Ochsenfuhrwerk ihren Weg kreuzte, das hoch mit Mehlsäcken beladen war. Inzwischen kannte sie sich gut genug in der Stadt aus, um zu wissen, dass dies sicher die Lieferung für einen der zahlreichen Bäcker in der Mehlgasse war. Hinter dem Fuhrwerk liefen zwei ältliche, ausgemergelte Mägde, die große Eimer mit Wasser schleppten, und aus der Schildergasse kam gerade eine Horde von sechs oder sieben Gassenjungen gerannt, die jauchzend und schreiend mit Stöcken einen Stein vor sich hertrieben und versuchten, ihn sich gegenseitig abzuluchsen. Von irgendwoher schallte eine keifende Frauenstimme, die sich über den Lärm beschwerte, den die Buben veranstalteten.

Da sie zur Liebfrauenkirche wollte, hielt Luzia sich rechts und ging am Friedhof vorbei auf das große Portal des Gotteshauses zu.

Anton zupfte sie am Ärmel. «Willst du schon wieder beten? Du warst doch erst gestern. Muss ich da mit rein?»

Luzia blieb stehen. «Heute ist der Tag des heiligen Ägidius, des Nothelfers. Wie oft habe ich ihn in der Vergangenheit um Beistand angefleht! Da ist es nur recht, dass ich ihm an seinem Gedenktag eine Kerze anzünde und ein Dankgebet spreche.»

Anton verdrehte kurz die Augen, blickte dann jedoch betreten auf seine Fußspitzen, die in neuen Lederstiefeln steckten. Er erinnerte sich selbst nur allzu gut an die schlimme Zeit während der großen Pest vor drei Jahren. Sie hatten damals ihre Eltern, die kleine Schwester und die Großmutter

verloren und standen seither allein auf der Welt. Zwar besaßen sie noch den Hof in Blasweiler und das dazugehörige Land, doch wenn sie in Elisabeth und Johann nicht solche fürsorglichen Freunde gehabt hätten, die Luzia dabei halfen, das Erbe zu verwalten und zu erhalten, wäre es ihnen sicherlich schwergefallen, sich durchzuschlagen.

Anton fühlte sich wohl im Dienst des Grafen von Mantén. Selbst ein Edelknecht hätte es bei manch anderem Herrn nicht so gut gehabt. Luzia, die Elisabeths Leibmagd war, verdiente obendrein noch einen erklecklichen Lohn, der es ihr ermöglichte, ihren Bruder und sich selbst stets ordentlich zu kleiden und dafür zu sorgen, dass es ihnen an nichts fehlte. Sie waren vor Jahren übereingekommen, niemandem zu verraten, dass sie die Nachkommen von einfachen Bauern waren. Elisabeth hatte sie darin ermutigt, um den Geschwistern, deren Schicksal zuletzt so hart gewesen war, einen Vorteil zu verschaffen. Tatsächlich wurden sowohl Luzia als auch Anton überall mit Respekt behandelt, glaubten die Leute doch, sie seien die Waisen einer angesehenen bürgerlichen Familie.

Anton hatte sich längst mit dieser Maskerade abgefunden und konnte sich inzwischen kaum noch vorstellen, den elterlichen Hof tatsächlich einmal als Bauer zu übernehmen. Zu weit fort schien ihm das Eifeldorf Blasweiler und die leibeigenen Nachbarn, unter denen er aufgewachsen war. Leider waren mehr als zwei Drittel von ihnen ebenfalls der Pestilenz zum Opfer gefallen. Er würde sich in seinem Heimatdorf ganz sicher nicht mehr heimisch fühlen, müsste er heute oder morgen dorthin zurückkehren. Derzeit war der Hof an einen anderen Bauern verpachtet und warf sogar so gute Erträge ab, dass der Pachtzins regelmäßig floss. Eine weitere Einnahmequelle, über die Luzia sorgfältig Buch führte.

Luzia hatte von Elisabeth Lesen und Schreiben gelernt

und beides mittlerweile auch Anton gelehrt. Vor anderen verschwieg er sein Können meistens, denn er wollte nicht als Sonderling unter seinesgleichen dastehen. Selbst viele Bürgerliche waren des Lesens und Schreibens nicht mächtig, geschweige denn Knechte. Aber es gab Anton ein gutes Gefühl, über Kenntnisse zu verfügen, die so vielen anderen Menschen auf ewig verschlossen blieben.

Während er mit sich selbst im Reinen war und sich im Allgemeinen wohlfühlte, wusste er, dass Luzia unter den Ereignissen der Vergangenheit weit stärker gelitten hatte als er. Mehr, als sie selbst vor Elisabeth zugab. Anton vermutete, dass sie ein schlechtes Gewissen hatte, weil sie nicht da gewesen war, als ihre Familie von dieser heimtückischen Krankheit befallen und dahingerafft worden war. Er, Anton, hatte mit ansehen müssen, wie ein geliebter Mensch nach dem anderen gestorben war, ohne dass er etwas hätte tun können. Doch er gab sich nicht die Schuld daran. Auch dass er sich als Einziger wie durch ein Wunder nicht angesteckt hatte, nahm er im Nachhinein als einen Wink Gottes hin, dass dieser offenbar noch Größeres mit ihm vorhatte.

Seine Schwester hingegen war in letzter Zeit häufig sehr still gewesen, hatte sich zunehmend dem Gebet gewidmet und immer häufiger die Kirche besucht. Sie hatte bereits ein kleines Vermögen für Talglichter und Kerzen ausgegeben, die sie an den Gedenktagen der heiligen Nothelfer, der Gottesmutter Maria und an den Namenstagen ihrer Eltern sowie der Schwester in der Kirche entzündete. Oft sah er sie in unbeobachteten Momenten wehmütig in die Ferne blicken und fragte sich, woran sie in solchen Augenblicken wohl denken mochte. Zu fragen hatte er bisher noch nicht gewagt. Er hoffte nur, sie würde nicht schwermütig werden, denn das sähe Luzia so gar nicht ähnlich. Sie war immer zupackend und von fröhlichem Gemüt gewesen. Anton grinste kurz vor

sich hin. Ihr loses Mundwerk war seinerzeit weithin bekannt gewesen. Sie hielt mit ihrer Meinung selten hinterm Berg, selbst ihrer Herrin gegenüber konnte sie ihre spitze Zunge manchmal nicht im Zaum halten. Nach außen hin schien sie auch noch immer dieselbe Luzia zu sein. Lediglich in diesen kurzen Momenten, in denen sie glaubte, niemand merke es, schien sie plötzlich wie verwandelt.

«Soll ich nun mit reingehen?», fragte Anton und versuchte, in der gleichmütigen Miene seiner Schwester Anzeichen von Trauer oder Schwermut zu finden.

Luzia lächelte und zwinkerte ihm zu. «Weißt du was – warte einfach hier draußen auf mich. Es wird nicht so lange dauern. Aber lauf ja nicht weg. Du weißt, dass ich nicht allein durch die Stadt gehen soll.»

«Schon klar.» Anton atmete auf und ließ sich auf einem Mauervorsprung neben dem Portal nieder. «Sag dem heiligen Ägidius einen schönen Gruß von mir.»

Luzia kicherte und hob drohend den Zeigefinger, dann betrat sie das Gotteshaus. Leises Gemurmel wehte ihr entgegen und steigerte sich zu einem Stimmengewirr, als sie das große Kirchenschiff durchquerte. Am Altar standen Vater Lambert, einer der Kapläne, und mehrere Kanoniker des St. Florinstiftes beieinander und waren offenbar in irgendeinen gelehrten lateinischen Disput verwickelt. Zwei Laienbrüder waren damit beschäftigt, mit großen Reisigbesen den Fußboden zu kehren. Auch sie unterhielten sich lautstark auf Latein und lachten immer wieder. Sie kehrten um mehrere reichgewandete Männer herum, die sich offenbar hier getroffen hatten, um irgendwelche Geschäfte abzuwickeln. Zwei von ihnen hatte Luzia bereits gesehen: den Ratsherrn Hole, der ihnen die Köchin empfohlen hatte, und den Fleischermeister Richolf Barfuse, der ebenfalls einen Sitz im Stadtrat besaß.

Vor dem Marienaltar knieten zwei Frauen in den strengen grauen Trachten der Beginen und waren in ein Gebet vertieft. Wenige Schritte weiter saßen zwei Geistliche an einem länglichen Tisch, vor sich Papier, Federkiele und Tinte, und warteten darauf, dass jemand bei ihnen die Niederschrift eines Briefes in Auftrag gab. Luzia ging rasch an ihnen vorbei auf einen weiteren Seitenaltar zu, vor dem sich, ähnlich wie vor dem Marienaltar, unzählige brennende Kerzen und Talglichter aneinanderdrängten. Ihre hellen Flammen flackerten im Luftzug, als Luzia sich über sie beugte und das Lichtermeer nach einer noch nicht brennenden Kerze absuchte. Schließlich fand sie eine, nahm sie und entzündete sie an einem anderen Licht. Fast gleichzeitig hörte sie neben sich ein aufforderndes Räuspern. Ein alter Geistlicher mit verkiffenem Mund und derart faltigem Gesicht, dass es aussah, als habe man die Haut wie ein Stück Papier zerknüllt und dann ohne Sorgfalt wieder glatt gestrichen, deutete mit strengem Blick auf den Opferstock.

Luzia lächelte ihm freundlich zu, öffnete die Geldkatze an ihrem Gürtel und entnahm ihr eine Münze. Sie hielt sie dem Geistlichen vor die Nase, der jedoch keine Miene verzog, und warf sie dann in den quadratischen Silberkasten, der als Opferstock diente. Als sie sich erneut nach dem Geistlichen umsah, war er verschwunden. Sie schmunzelte. Offenbar hatte er sich in irgendeine Nische zurückgezogen, um weiterhin die Besucher des Gotteshauses im Auge zu behalten und dafür zu sorgen, dass ein jeder seine ordnungsgemäße Spende für die Kerzen hergab.

Luzia bekreuzigte sich und hatte sich gerade auf die hölzerne Kniebank vor dem Seitenaltar gekniet, als neben ihr die üppigen Röcke einer älteren Frau raschelten.

«Wie es aussieht, ist Bruder Fulrad heute guter Stimmung», flüsterte die Frau Luzia zu und kniete sich neben sie.